

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

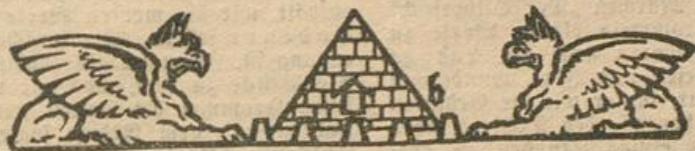
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

10.5.1931 (No. 19)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. № 19



10. Mai 1931

Wilhelm Knevels / Das dichterische Gesicht Otto Frommels

Otto Frommel bekannte einmal, daß er weltans langamer wurde als seine Altersgenossen in der Kunst und daß er sich selbst oft ein wenig rückständig vorkam. Tatsächlich: modern ist er nie gewesen. Ein Nachteil: so konnte er nie in umfassenderer Weise auf die Zeitgenossen wirken und ihnen das Wort der Stunde sagen. Ein Vorteil: er kam durch seine langsame Entwicklung den Reichen des Ewig-Gültigen näher und veraltet daher nicht so schnell wie viele Moderne, die in aller Munde waren, während Frommels Werk im Verborgenen stand. Man kann von ihm sagen, was heutzutage selten von einem 60jährigen Dichter gesagt werden kann: es ist durchaus denkbar und möglich, daß er seine Wirkung noch vor sich hat. Wir, die wir ihn lieben, wünschen es ihm. Und vor allem wünschen wir, daß er seine letzten reifsten Werke bald erscheinen lassen könne und daß er langsam, aber sicher, auch über diese hinauswache.

Man muß einmal Frommels Roman „Mannlein, das Schattenbild einer Jugend“ (1911), mit den bekannten Entwicklungs geschichten von Hermann Hesse und Emil Strauß, und mit den ekstatisch-expressionistischen Dramen, in denen der junge Mensch im Mittelpunkt steht^{*)}, vergleichen, und man wird zugeben müssen, daß „Mannlein“ vor jenen Werken bekannterer Dichter etwas voraus hat. Frommel bietet weit mehr Typisches, Ueberindividuelles, ja Zeitloses, die anderen mehr für eine bestimmte, schnell vorüberfliehende Zeitepoche oder für eine interessante, einmalige Einzelperson geltendes. „Mannlein“ will alle zarter besaiteten, feiner empfindenden jungen Menschen an die Hand nehmen und sie fragen: Ist es bei euch nicht ähnlich wie bei mir? Und will ihnen helfen. So zerbricht „Mannlein“ weder verzweifelt an den Autoritäten, noch wirft er sie revolutionär um, sondern er reißt, unter Hemmung und Verständnislosigkeit, dem Sinn seines Wesens näher, weiß Einflüsse und Anregungen verschiedenster Art sich nutzbar zu machen und kann schließlich, von der Muse geführt, in den blühenden, fruchtstrotzenden Garten des Lebens gehen. „Mannlein“ dürfte von den bisher gedruckten Werken Frommels am längsten dauern.

Als Quelle für die Jugend Frommels selbst ist „Mannlein“ nur mit einer gewissen Vorsicht zu benutzen. Immerhin, ohne die Romantik des Heidelberger Schlosses und die stille Schönheit des Gartens in der Stadt, ohne die Verbindung antiker Geistesbildung, feinsten Kunstsinnes und christlicher Glaubensentschiedenheit im Hause des Vaters, ohne die körperlich und seelisch zarte, im Wollen starke, im Empfinden tiefe und im Handeln aufopfernde Mutter und ohne die Angst um ihr Leben, ohne den Spott unverständiger Lehrer und Kameraden, ohne die Ahnung göttlicher Gegenwart bei der Konfirmation, ohne das Mitleiden mit den Armen, ohne die Ergriffenheit durch bestimmte Gestalten

der Sage und Geschichte, ohne den stillen Einfluß geliebter Frauen ist der junge Frommel nicht zu denken.

Wir ging ein Licht auf, als ich zum ersten Male hörte, daß Otto Frommel als Kind überaus gerne baute, und die Baukunst wohl die Kunst seines Lebens geworden wäre, wenn er dazu, sagen wir einmal, robust genug gewesen wäre. Vielleicht ist sein dichterisches Werk nach der formalen Seite hin am ehesten von der Baukunst aus zu verstehen, mehr noch als von der Musik. Ja kann das hier nicht ausführen; der Leser möge es einmal im Auge behalten. Die Musik wurde bald für Frommel wichtig, und es war ihm zeit lebens ein Schmerz, daß sein Gestaltungstrieb nicht in ihr Befriedigung fand. Die Kunst wurde ja überhaupt nicht sein Hauptberuf. Frommel ist bekanntlich Pfarrer einer großen Heidelberger Gemeinde, ordentlicher Honorarprofessor an der Universität und Lehrer am praktisch-theologischen Seminar. Dem Künstlerischen und dem Weltgötzen verpflichtet zu sein, ist für ihn ein stets erneutes Problem; schon 1912 schrieb er, er wisse nicht, worin für ihn in dieser Hinsicht die endgültige Lösung bestehe. Vielleicht ist es sein Schicksal und seine Tragik, daß er diese Lösung nie findet.

An und für sich sind für Frommel Kunst und Religion keine Gegensätze. Mit Novalis ersehnt er die Zeit herbei, da Dichter und Priester wieder eines seien. Als Dichter ist Frommel religiös, als Pfarrer, Lehrer, Seelsorger und Theologe bleibt er Dichter. Welcher Vorzug damit gegeben ist, beweist der seltene Reiz seiner Persönlichkeit, beweisen seine Predigten (gedruckt die Sammlung „Vom inwendigen Leben“, 1918; eine neue Sammlung ist zu erwarten), beweist seine intuitive Erfassung der „Poesie des Evangeliums“ (1906), und des ihm in vielem ähnlichen Predigers „Franz Theresmin“ (1914). Auch wird es das recht verstandene Christentum nicht nur zulassen, sondern gebieten, die Erden Dinge auf Leidenschaftlichkeit zu lieben, zu genießen, zu erleiden; Frommel hat hier eine Mission auch innerhalb unserer evangelischen Kirche, und man versteht, warum er sich trotz seiner in letzter positiv gewordenen dogmatischen Stellung den kirchlich-Positiven nicht anschließen kann. Und doch liegen hier für Frommel selbst schwere Probleme. Sowohl auf dem religiösen als auch auf dem künstlerischen Gebiet weht heute ein anderer Wind. Das Problem erhebt sein Haupt: Sind Idealismus und Christentum überhaupt zu vereinen? Führt die inbrünstige mystische Verfertigung, für die das Zwiegespräch „Der stille Christ und die Seele“ (1917) ein feines Zeugnis ist, zum neuen Menschheitsstage? Ist das christliche Jenseits identisch mit dem Reich des Wahren, Guten und Schönen, so daß man als Christ z. B. von einem verstorbenen Menschen sagen kann, er sei in dieses eingegangen? Paßt Verbinden, Ueberbrücken, Versöhnen, Mildern, Harmonisieren, Frommels feinste Fähigkeit in Leben und Kunst (wenn er auch selbst keine so harmonische Natur ist, wie oberflächliche Beobachter meinen), in unsere Zeit der Spannungen, der Zwiespälte, der Erschütterungen, der Entscheidungen? Will Frommel ein Korrektiv gegenüber all dem bleiben, oder will er

^{*)} Ich darf hier zum Besseren Verständnis auf mein Buch: „Das moderne Drama, Darstellung, Dichtung, Wertung“ (2. Auflage, 1931) verweisen.

mit unserer Zeit gehen? Will er Insel bleiben oder sich mit ins Meer stürzen?

Frommels erste Werke waren Gedichte: „Wandern und Weilen“ (1898), „Blutwellen“ (1901), später „Im farbigen Reigen“ (1910). Zuerst noch subjektiv und romantisch, aber doch schon bemüht, was eine Besonderheit Frommelscher Dichtung bleibt, den ewigen Sinn aller vergänglichen Erscheinungen zu suchen, ohne für alles eine „fromme“ Lösung oder Auflösung zu suchen. Später aus dem dunklen Bogen des Gefühls sich zu geistiger Klarheit emporingend und Farben und Töne, die zuweilen impressionistisch fast Selbstzweck schienen, der Idee völlig unterwerfend. Zuletzt nicht nur zeigend, wie er und die ihm vereinte Seele durch Natur und Schicksal zu Gott gehen, sondern das Erdhaft-Körperliche selbst mit in Gott hineinreichend, — dies wohl der tiefste Sinn des Titels seines noch unveröffentlichten Gedichtbandes: „Erdgang“.

Auch in Frommels epischen Werken sind die lyrischen Stellen oft die wertvollsten. Doch vom Lyriismus seiner Frühzeit befreite er sich bald. Man merkt den Einfluß von Keller, Meyer, Fontane, Ebner-Eschenbach, die er besonders liebte (vgl. seine Schrift: „Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung“, 1904), und Stefan Georges, des Stiblers unter den Lyrikern, dem er zuweilen nicht nur ähnlich, sondern ebenbürtig ist (vgl. „Das Religiöse in der modernen Lyrik“, 1912). Den Märchen in Frommels „Novellen und Märchen“ (1907) kann ich nicht viel abgewinnen. Auch die Legenden und Märchen „Der Silberfisch“ (1925) sind größtenteils, um seine, Frommels eigene Worte zu gebrauchen, ein „zweckloses Spiel“, geboren aus der Lust zu Fabulieren, wenn auch nicht ohne Gesetzmäßigkeit und Idee, wundervoll in der Form, düstern wie die Penzatur, lauter wie die Gestalten der Legende, überprüfend wie die Phantasie des Dichters, aber doch zu nichts anderem fähig, als uns einige Stunden zu entzücken und zu entrücken.

Das Gewaltigere und Durchschlagendere, wonach wir heute begehren, findet sich in einer ganzen Anzahl der Novellen und Romane Frommels. Schon in den „Novellen und Märchen“ ist Frommel gleich groß, wenn er den Musiker schildert, der sein Leben opfert, um sein bestes Werk zu retten, und das Manuskript seiner Komposition aus dem brennenden Hause holt, und wenn er den subalternen Beamten zeichnet, der über seinen Titel aus dem Häuschen gerät und sich noch selbst ein Hoch ausbringt. Schon „Theobald Hüglin“ (1908), kühn in der Wahl des Stoffes, greift an die Seele, weckt für den schwachen Bilar, der eine Lehrentochter unglücklich macht und nachher in Amt und Ehe unter dem Druck seiner uneingestanden Schuld leidet, Jörn über die Pharisäer, die verurteilen, ohne selbst besser zu sein, und Bewunderung für die Frau, deren Seelengüte und -größe alles schließlich noch zum guten Ende führt. Aber diese Werke bleiben doch im Bereich des Psychologischen. Das wahrhaft Schicksalhafte ist in den meisten der neuen Novellen, die den Titel „Schicksal“ zu Recht tragen (1924) gestaltet. Nicht die Willenshandlung des Menschen, sondern seine Bestimmtheit ist

entscheidend. Doch wird das Schicksal durchaus nicht nur passiv erduldet, sondern der Mensch setzt sich mit den außer- und überindividuellen fördernden oder hemmenden Mächten auseinander und findet — zwar keine Lösung, aber doch irgendeinen Sinn, selbst im Untergang.

Eine literarische Eigenart, meist mit Glück gehandhabt, ist die etappenartige Darstellung, die im Gang der Handlung abbricht und später wieder einsetzt, so daß das Dazwischenliegende erraten werden muß. Am interessantesten ist die Geschichte des Musikers, der erst in schwerer Krankheit zu großem Schaffen gelangt, nach der Genesung seine Produktivität verliert, dann alles opfert und gegen sich wütet, um wieder schöpferisch zu werden, dabei aber seinen Körper zerbricht. Am gewaltigsten vielleicht die Geschichte der Mutter, die sowohl den vernachlässigten als den bevorzugten Sohn mit ins Verderben zieht.

Wir Dichter dichten immer uns selbst, denn wie könnten wir Gott, Welt, Engel und Teufel anders vernehmen als im dunklen Wort unserer eigenen Seele? Am meisten Selbstbekenntnis enthält Frommels Roman „Pilgram der Mensch“ (1919). Hier wird das Schicksal des Helden, dem im Beruf, in der Kunst und in der Ehe Glück und Größe versagt blieben, vollendet in dem jungen Menschen, der von ihm erzogen wurde und das Erreichte wird, was „Pilgram“ nicht beschiedener war. Wir möchten hoffen, daß dieses Werk, Frommels bisher größter Wurf (abgesehen von einem noch ungedruckten Roman), eine Auferstehung erlebe. Es enthält, wie die meisten Werke Frommels, auch vieles, was den Badenener fesselt. Wir sprachen davon nicht, weil es eine Einengung ist, Frommel als „badischen Heimatsdichter“ zu bezeichnen. Als Brücke zu dem, was wir von ihm noch zu erwarten haben. Wird Frommel die Saiten seiner Geige, wie er vor langen Jahren in einem Gedicht sagte, mit Ambos und Hammer vertauschen? Oder wird er, wenn auch herber werdend, doch der Art treu bleiben, die er in einem Gedicht über Adolf Schmitt-henner, damit zugleich sich selbst kennzeichnend, in die Worte gefaßt hat:

Du warst ein Weiher auf der stillen Heide,
ein Spiegel für des Himmels Angesicht;
er schmückte dich mit leuchtendem Geschmeide,
gedämpft warst du zurück sein blickend Licht.

In sanfter Ruhe lagst du hingezogen,
nur selten kränkelte ein Hauch die Flut,
und manchmal farbten sich die lichten Bogen
mit einem dunklen Schimmer wie von Blut.

Auch hieg zuweilen ein verhaltenes Grollen
aus deiner Seele rätselvollem Grund,
die sonst so streng gezähmten Wasser schwellen.

Und bäumten sich hinaus ins flache Rund —
du dämmtest sie, bevor sie überquollen;
Du gabst der Welt dein Tiefstes niemals kund.

Otto Frommel / Das Opfer des Hermokrates. Legende

Die Mutter hatte dem Knaben Hermokrates ein kleines Lamm geschenkt. Es war bei weitem das schönste Tier der Herde: wohl gewachsen, schneeweiß, mit einem Blech, dessen Wolle glänzte wie Silber. Es hüpfte und sprang wie ein Bäckchen, hatte eine zarte Stimme und war immer munter und guter Dinge. Hermokrates zog das Tierchen mit Sorgfalt und Liebe auf. Er reichete ihm selbst die Schale mit Milch, badete es in frischem Wasser, das er an der Quelle schöpfte, kämte ihm das Blech und bettete es am Abend in einem Körbchen neben seinem eigenen Lager.

Dafür war es ihm aber auch von Herzen zugetan, kannte seine Stimme, sprang um ihn herum wie ein kleiner Hund und begleitete ihn, wenn er in den Weinberg ging oder hinüber in den Olivengarten oder zum Baden an den Fluß.

Als die Mutter einst Hermokrates die Geschichte von Hyakinthos erzählte, gefiel ihm dieser Name so gut, daß er ihn seinem kleinen Lamm beilegte, wiewohl es ihm die Mutter widerriet, da sich dieser schöne Name nicht für solch unvernünftiges Tier gezieme. So sehr liebte der Knabe seinen Hyakinthos, daß er sich keine Viertelstunde von ihm trennen mochte, so daß die Mutter manchmal ein wenig Reue darüber empfand, daß sie ihn damit beschenkt hatte. Denn was sollte werden, wenn der Knabe nun heranwuchs und gleich den anderen Knaben an Wettspielen teilnehmen und an männliche Betätigung gewöhnt werden mußte und sich doch nicht von seinem Liebling trennen mochte?

Da begab es sich eines Tages, daß ein hochgeehrter Gast im Bandhause von des Hermokrates Mutter ankam: der Oberpriester des Zeus, der von der nächsten Stadt herübergekommen war um eine heilige Stätte, einen Hain dem Zeus geweihten Eichen, oben am Abhang des hochgelegenen Gebirges, in Augenschein zu nehmen. Sie alle hatten den Oberpriester begleiten dürfen, waren Zeugen geworden, wie er den heiligen Bezirk umschritt, eine Weihgabe, in Gestalt eines goldenen Beckens an der höchsten der Eichen befestigte und die Arme im Gebet gegen

den Aether ausstreckte, Segen auf Hain und Gebirge, Fluß und Fluß vom Vater der Götter ersiehend. Danach war der Priester den Abhang herabgeschritten, gefolgt von des Hermokrates Mutter, den Dienern und Dienerinnen, dem Knaben selbst und seinem kleinen Lamm, das auch bei dieser Festlichkeit nicht fehlen durfte. Im Hause der Mutter war alles auf das Schönste und Vorzüglichste bereitet. Kränze von Rosen umwanden die hölzernen Säulen bis unter den Dachstuhl; vielfarbige Blumen waren auf den festgestampften Boden gestreut; aus dem Hause quoll einladender Duft von guten Speisen, mit denen der Oberpriester bewirtet werden sollte.

Es war ein frohes, reichliches Mahl und alle waren glücklich und voll Dank gegen die freundlichen Götter, die ihnen den guten Oberpriester ins Haus geführt hatten.

Nach Beendigung des Mahles aber geschah etwas Schreckliches: der Oberpriester wünschte seinem höchsten Herrn, dem Zeus, ein Opfer darzubringen, zum Dank für die gelungene Begehung des Weihetages. Nun fand sich's, daß kein Opfertier vorhanden war, da alle Herden, Künder und Schafe hoch oben im Gebirge weideten. Wer aber beschrieb die Pein und Angst des Knaben Hermokrates, als sich der Oberpriester zur Mutter wandte und sie daran gemahnte, daß auch ein kleines Lamm im Hause sein müsse, daselbe, das er bei der Weihe des Haines wahrgenommen und das sich gewiß vorzüglich zum Opfer eigne.

Die Mutter versuchte allerhand Ausflüchte und fast wäre es ihr gelungen, den Priester von seinem Vorhaben abzubringen, als der Hyakinthos mutwillig hereingehüpft kam und dem Oberpriester geradezu in die Hände lief. Der nahm das schöne Geschöpf auf den Schoß, befühlte es am ganzen Leib, lobte sein zartes, weißes Blech und meinte: Kein lieblicheres Opfer könne dem Göttervater werden als dieses schlaflose Lamm. Nur Heil und unvergleichlichen Segen könne es dem Hause und seinen

Bewohnern bringen, wenn sie dies köstliche Besitztum dem Höchsten der Götter freudigen Herzens darzubringen bereit seien.

Schon willigte die Mutter, wenn auch um ihres Sohnes willen mit Schmerzen, ein: der Priester legte sich die weiße Binde um die Schultern, ließ sich von seinem Knaben die Schale zum Aufhängen des Blutes und das Opferrmesser reichen, und wandt den Kranz von Buchs und Efeu um Hals und Brust seines Opfers — als Hermodrates sich zu seinen Füßen warf, seine Knie umfing und ihn mit solcher Kraft der Worte um das Leben des Hyakinthos anflehte, daß der Priester betroffen das Messer, das er schon gezückt hatte, sinken ließ und voll Staunen bald den Knaben, bald dessen Mutter anblickte. Da erzählte die Mutter dem Priester, wie sie das Tierchen nach seiner Geburt ihrem Sohne zum Geschenk gemacht, wie er es ausgezogen und an sich gewöhnt hatte und daß er sich nun um seinen Preis der Welt von ihm trennen möge. Auch ihre mütterliche Sorge um die Zukunft ihres Sohnes deutete sie auf eine zarte Weise an, doch so, daß der Oberpriester ihre Worte nur als eine Bitte um das Leben des Hyakinthos verstehen konnte.

Dieser hörte der guten Frau geduldig zu; dann aber wandte er sich voll Ernstes und großer Milde an den Knaben Hermodrates, der noch immer seine Knie umfassen hielt.

Du mußt, mein Kind, sagte er freundlich, einsehen, daß wir, wenn die Götter eine Gabe von uns fordern, sie ihnen auf keine Weise weigern dürfen. Wer hat dir deinen Hyakinthos geschenkt? Du sagst die Mutter. Wohl deine Mutter, aber von wem empfing deine treffliche Mutter das schloße Tier wenn nicht von Zeus, dem Vater der Götter und Menschen, von dem uns alles Liebe und Gute kommt? Nun fordert es der Höchste Gott von dir zurück. Und du, mein Kind, willst ihm weigern, was doch nur ihm gehört und was er dir lange genug zu deiner Erziehung gewährt hat. Auf, erhebe dich: hier lege ich das Tier in deine Arme, damit du es mir, nein, dem Göttervater selbst, als dein freiwilliges Geschenk zur Opfergabe weihst.

Hermodrates aber verharrete in seiner Stellung. Ja, er schluchzte laut auf und war lange Zeit keines Wortes mächtig. Zuletzt aber würgte er die Tränen hinab, ermannte sich und sprach mit fester, männlicher Stimme also:

Ist es dein Wille, o Priester, dem großen Zeus ein Opfer zu bringen, so magst du es tun; aber nicht den Hyakinthos, meinen liebsten Freund, nein, nimm mich selbst, Priester, und bringe mich dem Himmelsgotte dar. Denn wie soll ich ohne meinen Hyakinthos auf dieser Erde länger leben?

Als sie diese Worte vernahm, schrie die Mutter laut auf. Der Priester aber winkte ihr, zu schweigen, und nahm, indem er den Knaben streng anblickte, von neuem das Wort: Gut denn, o Sohn,

Zeus wolle dein Opfer gnädig annehmen. Ihm hast du dich geschenkt, ihm sollst du gehören.

Mutig erhob sich der Knabe. Die Mutter aber stürzte sich auf ihn, umfing ihn mit ihren Armen und brach in Tränen aus. Daß Mutter, sagte Hermodrates leise; dem Gott habe ich mich geschenkt, dem Gott muß ich gehören. Du nimm den Hyakinthos in deine Hut und schütze mir ihn vor dem Messer der Priester, mich aber gönne dem Gott, der mich dir schenkte und der mich nun wieder von dir fordert! Damit entwandt er sich den mütterlichen Armen, in die er sein geliebtes Lamm legte, warf sein Gewand ab und bat den Priester, das Opfer zu vollziehen.

Wie auch die Mutter schrie und weheklagte, das Opfer wurde vollzogen. Der Priester band dem Knaben die Füße zusammen, bekränzte ihn, schnitt eine Locke seines dunklen Haares ab, begoß sein Haupt mit reinem Wasser und trug ihn zu dem häuslichen Altar, der sich in einer Nische des Hauses befand. Dann nahm er das Opferrmesser, rißte damit den Hals des Knaben, so daß ihm ein Tropfen Blutes entquoll, und sprach das Weihegebet.

Alsdann löste er die Bande von des Hermodrates Knöcheln, nahm ihn an seine Brust und trug ihn vor das Haus. Hier hob er ihn hoch in die Lüfte, so daß sein braunes Haar im Winde flatterte und rief dreimal mit übermenschlicher Stimme: „Soll Hermodrates ein Priester des höchsten Gottes werden?“

In diesem Augenblick zückte ein Blitz aus dem wolkenlos blauen Himmel und gewaltig folgte ihm der Schlag des Donners.

Zeus hatte das Opfer gnädig angenommen. Hermodrates aber schmiegte sich glücklich an des Oberpriesters Brust. Dem Gotte hatte er sich geschenkt, dem Gotte wollte er gehören. Dann traten die beiden ins Haus zurück, wo die Mutter zitternd auf sie wartete.

Noch am selben Tage verließ der Oberpriester, von Hermodrates gefolgt, das Haus. Der Knabe sollte im Tempel des Zeus fortan wohnen, sollte von seinem Meister und Herrn in den Dienst des Gottes eingewiesen werden. Wie seinen Sohn, versprach der Priester, wolle er ihn halten und dermaleinst solle das Priesteramt aus seinen in des Hermodrates Hände übergehen.

Als sie aber bereits auf der Straße standen und rüstig für das Schreiten, geschah es, daß Hyakinthos die Füße seines Herrn umhüpfte und ihm gleich einem treuen Hund in die künftige Heimat folgte. Dort ward ihm, in des Zeus heiligem Tempel, vom Oberpriester selbst eine Behausung neben der des Hermodrates eingeräumt. Denn Hyakinthos galt fortan für einen segensbringenden Schützling der Götter. Das Lamm lebte so lange wie Hermodrates, und als dieser in späten Jahren starb, von allem Volk als Priester des höchsten Gottes geliebt und geehrt, da legte sich Hyakinthos an seine Brust und schloß zur selben Stunde die Augen.

Otto Frommel / Neue Gedichte

Bitte.

Laß mich als dein Krieger streiten,
Das Gesicht zum Feind gewandt,
Unbekümmert um die Weiten,
Einzig an den Feind gebannt.

Mit ihm ringen, ihn zu zwingen,
Sei mein Sinn von dir entbrannt,
Endlos fern den tauend Dingen,
Die mein Herz voll Süße fand.

Daß mein Blut sich seinem menge,
Flöße keine Schrecken ein,
Aus der Leiber Kampfgedränge
Quillt der feuervollste Wein.

Ob ich atme, ob ich sterbe,
Wenn nur dein Gebot geschieht,
Wo mein Blut den Anger färbe,
Blüht aus ihm ein Siegeslied.

Das Reh.

Aus der Blüthe grünem Bogen,
Droben am verwunsch'nen See,
Kommt — ein Knack, ein Pusch geflogen,
Dünn und scheu das junge Reh.

Wo die düstigen Kräuter sprächen
Feucht beregten Uferbords,
Ubertänzelnd Wies' und Wiesen,
Frent sich's schattig kühlen Orts.

Steht und lauscht geteilter Ohren,
Nackt den schlanken Hals empor,
Wieder an sein Spiel verloren,
Wandelt's zwischen Schilf und Moor.

Rängs des wilden Bach's Gefälle,
Unersättlich jagt's im Spiel
Um die Wette mit der Welle,
Wohnt sich Ruhe nicht noch Ziel.

Welchen Gottes Kinderlaune
Schuf dich rätselvolles Ding,
Leicht wie einer Mäue Daune,
Flughast wie ein Schmetterling?

Ach, dein lüftegleiches Schweben
Flicht Gefahr, die ewig droht,
Jeder Hauch macht dich erbeben,
Trägt im feuchten Blick den Tod.

Am Morgen.

Morgen wir begrüßen dich,
Meine heilige Gottesgabe,
Nun der Morgenstern verblich,
Nacht versank im Schattengrabe.

Ewig strömt aus Ost das Licht,
Selt aus Nacht und Todesbanden
Eine Sonne sein Gesicht
Morgens uns der Herr erstanden.

Blöde Augen aufgewacht,
Starrer Leib blüh' auf erwarme,
Tod hat fürder keine Macht,
Werst euch in des Lebens Arme.

Großer Hirte, wandle vor,
Weise mit dem Stab die Pfade
Durch des Morgens Pericentor,
Führ' uns in den Tag der Gnade.

Sorge wölkt uns nicht noch Schmerz,
Speise winkt und Trank die Fülle,
Un'sres Gottes großes Herz
Steht uns offen sonder Hülle.

Da der Morgenstern verblich,
Nacht versank im Schattengrabe,
Morgen heilige Gottesgabe,
Morgen wir begrüßen dich.

Erinnern.

Du nahest lang verblich'ner Schatten,
Einst blühend wie der frühe Mai,
In deinen Jüngen tief Ermatten
Gleitest ungreifbar mir vorbei.

Mir denkt die eine jene Stunde,
Es dämmerte uns dunkle Haus,
Uns ängstete die hohe Kunde,
Wir traten auf den Flur hinaus.

Die kleine Lampe in den jungen
Und schmalen Händen schritt'st du vor,
Ein Tuch von Seide zart geschlungen
Um deines Haares blonden Flor.

Mich baunte Scheu, den Arm zu legen
Um deinen kaum gereiften Leib,
Besprach des Blutes heißes Regen:
Im Kinde barg sich schon das Weib.

Wir tauschten leise zage Worte,
Die Lampe schwankt in deiner Hand,
Da war es, daß die kleine Pforte,
Für immer mir dein Bild entwandt.

Hermann Bink / Karlsruher Sagen

Vom Karlsruher Hofprediger Wals.

Ein Schloßwächter hat einmal auf seinem nächtlichen Rundgang bemerkt, daß die Schloßkirche hell erleuchtet war. Er staunt trat er ein und war ins Innerste erschrocken, den unlängst verstorbenen Großherzog Ludwig in der Kirche zu sehen mit seinem Hofstaat. Auf der Kanzel stand der damals ebenfalls schon gestorbene Hofprediger Wals.

Der umgehende Kapuziner.

Ein Kapuziner hat in Kriegszeiten in der Nähe des alten Karlsruher Friedhofes Geld vergraben. Er findet keine Ruhe, bis der Schatz gehoben ist. Früher hörte man ihn nächtlich durch die Straßen „schlorpsen“, besonders deutlich im Herbst, wenn der Wind die weissen Blätter an den Häusern hinjagte. Heute hört man ihn nicht mehr; es ist zu hell und zu lebhaft am Südbende der Waldhornstraße geworden.

Ecke der Waldhorn- und der Durlacher Straße, wo heute das Gasthaus zum Waldhorn steht, stand noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein kleines, einstöckiges Häuschen, das letzte Haus der westlichen Häuserreihe. Daran schloß sich der Arbeitsplatz des Steinbauers Kromer. In diesem Häuschen wohnte vor Zeiten eine tugendhafte Jungfrau, Albertine hieß sie, bei ihren Eltern. Eines Nachts, sie schlief schon lange, klopfte es draußen auf der Straße an ihrem Laden. Sie fuhr auf. Dreimal hatte es geklopft, das hatte sie deutlich gehört. Dann war es wieder still; sie schlief ein und hatte am Morgen die Störung wieder vergessen. In der folgenden Nacht geschah dasselbe. Nun wurde das Mädchen unruhig. Es schaute nach der Uhr, die zeigte die Geisterstunde. Diesmal schlief Albertine lange nicht ein, und am Morgen berichtete sie den Eltern den Vorfall. Die gingen zur alten Kesthofer in der Querstraße. Die Alte wußte Bescheid auf dem Gebiet des Uebernatürlichen. Sie „brachte“ gegen Kopfschmerz und Zahnschmerz und besprach Wunden und stillte das fließende Blut. Ihr Mann hingegen verhalf den jungen Burschen, die nicht gern Soldat werden wollten, zu einer vorübergehenden Bruchanlage. Die Alte aber erteilte den Rat: „Wenn es in der nächsten Nacht wieder klopft, soll die Jungfrau aufstehen, den Laden öffnen und fragen, was man von ihr begehrt.“

Und es klopfte wieder. Albertine sagte sich ein Herz und tat nach dem Rat der Alten. Da erblickte sie im Mondenschein vor ihrem Fenster eine dunkle Gestalt in einer Kapuzinerkutte. Der Mönch aber sprach: „Ich danke dir, daß du mich fragst, da kannst mich erlösen!“ Mir war eine große Summe Geld anvertraut, das habe ich vergraben. Ich finde keine Ruhe, bis das Geld aus der Erde ist. Willst du mir zur Ruhe verhelfen, so nimm in der ersten Nacht nach dem nächsten Vollmond zwei heberzte, verschwiegene Männer mit dir und findest euch um Mitternacht hier ein. Sie sollen Geräte zum Graben mitbringen. Was ihr findet, soll euer sein. Aber niemand darf ein Wort sprechen. Sonst verschwindet der Schatz und ich muß abermals warten und wandeln lange Zeit. Du kennst die Ecke hinten an der Kirchhofmauer. Aus einer ihrer Früchte wird ein neuer Baum entstehen. Aus dessen Holz wird man eine Wiege machen, und erst der Mensch, der zuerst in dieser Wiege geschlafen hat, wird mich erlösen können, wenn du es nicht tust!“

Damit verschwand er. Albertine merkte sich alles und beschloß, die Erlösung zu wagen. Sie fand zwei zuverlässige Männer, und am bestimmten Tag war alles bereit. Kaum war der zwölfte Stockschlag verhallt, da traten die Männer mit der Jungfrau auf die Straße, wo der Mönch ihrer harrete. Er führte sie in einen der Gärten am Landgraben. Der floß damals noch unbedeckt die Kirchhofmauer entlang. Plötzlich machte der Mönch Halt und wies auf den Boden. Die Männer schoben ihre Spaten an. Zuerst gruben sie ungestört. Als sie aber ein gutes Stück Boden ausgehoben hatten und eine Weile ruhten, da wand sich eine schwarze Schlange zischend aus der Grube empor und verschwand seitwärts. Wieder in einer Pause bemerkten sie plötzlich, daß ein großer, schwarzer Hund, den vorher niemand gesehen hatte, am Rande der Grube saß. Ein Sturmwind erhob sich und sein Säusen wurde lauter und lauter, je tiefer die Spaten drangen. Endlich klang es metallisch. Der eine blühte sich und faßte einen eisernen Ring, der in eine Platte eingelassen war. Da vergaß er in seiner Freude das Verbot und rief: „Gott sei Dank! Wir haben ihn!“

Ein fürchterlicher Donnerschlag folgte seinen Worten. Laut heulend floh der Mönch von dannen. Die Männer und die Jungfrau stürzten besinnungslos zu Boden. Als sie aus ihrer Ohnmacht erwachten, waren Ring und Platte verschwunden. Alle drei sind bald darauf gestorben. Der Mönch aber geht immer noch um. Einmal hat ihn der Steinbauer Kromer gesehen. Er wollte einen Grabstein durchaus fertig haben und arbeitete allein nach Feierabend weiter. Da fiel ein Schatten auf seine Hand und er blickte auf. Hinter dem Stein stand der Kapuziner in seiner Kutte und schaute ihm zu. In der Aufregung schlug der Steinweg nach ihm. Statt des Mönches traf er den Stein und hatte die Arbeit ver-

borben. Jener aber war verschwunden. Kromers großer Hofhund heulte unheimlich und wollte sich nicht beruhigen.

Weinende Stimme aus dem Grabe.

Auf dem alten Karlsruher Friedhof war eine Gruft eines Hoffräuleins von Maltitz. An der Kopfseite standen unter einem kleinen Steinkreuz die Worte: „Durch Nacht zum Licht“.

Diese Hofdame war einst der Verführung unterlegen, hatte sich ein Schmuckstück der Markgräfin angeeignet und den Verdacht auf einen alten Diener Hofmann lenken lassen. Der beteuerte stets seine Unschuld, wurde aber, obwohl man ihm den Diebstahl nicht nachweisen konnte, im Gefängnis gehalten, wo er auch gestorben ist. Die Fürstin mit ihrer Hofdame ist oft an dem Gefängnis vorbeigefahren. Da stand der alte Mann am Fenster hinter dem Gitter und nahm ehrfurchtsvoll grüßend sein Köppchen ab. Nach seinem Tode litt das Hoffräulein schreckliche Gewissensqualen. Wenn sie sich schmückte, sah sie hinter sich im Spiegel den alten Hofmann stehen, wie er sein Köppchen abnahm. Schließlich fand man sie in ihrem Zimmer tot liegen; sie hatte sich selbst gerichtet. Der entwendete Schmuck stand auf dem Toilettschisch. An ihrem Grab war es nicht geheimer; man hörte darin bisweilen weinen und klagen.

Der graue Mann als Hausgepenk.

In einem Hause der Karlsruher Altstadt spukte der „graue Mann“; er ging ohne Kopf um. Geschlossene Türen sprangen plötzlich lautlos auf, und wer genauer hinsah, konnte den alten Mann in der Türöffnung stehen sehen. Wer um Mitternacht im Hause herumging, der konnte darauf gefaßt sein, den Grauen zu treffen, der ihm auf der Treppe den Weg versperrte. Auf dem Speicher hörte man gelegentlich ein Kind weinen und jammern. Ging man den Tönen nach, so führten sie an eine Vermauerung am Ramin. Dort schwieg die Stimme. Oft vernahm man auch ein Klirren auf dem Speicher, als wenn jemand Geld zählte. Auch das hörte auf, sobald man in den Speicher hinaufstieg. Der graue Mann tat dem Hausbesitzer viel Schaden, weil niemand dort wohnen blieb, sobald er etwas bemerkte.

Das verwünlichte Wirtshaus.

Zwei Häuser der östlichen Langen Straße (Kaiserstraße) in Karlsruhe waren durch einen unterirdischen Gang verbunden. Das eine, ein Wirtshaus, steht heute noch. Dort kam eines Abends ein Paar an, ein Mönch und eine Nonne, die aus dem Kloster entflohen waren und in der Fremde Mann und Frau werden wollten. Da man ihnen auf der Spur war, gab der Mönch dem Wirt Geld, daß er ihnen weiterhelfe und sie nicht verrate. Der Wirt führte das Paar durch den Gang in das andere Haus. Nachträglich aber reute ihn seine Tat, und er verriet die beiden. Als man sie gefangen nahm, soll der Mönch das Wirtshaus verflucht haben. Seit jener Zeit hat kein Wirt mehr Glück darin, es kann sich keiner halten. Mönch und Nonne aber sollen lebendig eingemauert worden sein.

Das rote Häuschen.

In der Nähe von Karlsruhe stand einst ein rotes Häuschen. Welche Farbe es ursprünglich gehabt hatte, wußte man nicht; jedenfalls war es aber nicht rot gewesen. In manchen Nächten änderte es seine Farbe. Eines Morgens stand es blau da, ein andermal grün, dann wieder schwarz. Als es den Leuten zu toll wurde, gab ein Sachverständiger den Rat, an das Häuschen abends einen Hund zu binden, dann behielte es die Farbe. Das tat man, und am andern Morgen war der Hund tot. So blieb das Häuschen rot, wie es am Tage vorher gewesen war.

Die eingemauerte Nonne.

In Karlsruhe, im Gottesauer Schloßchen, diente einst ein gelehrter Schlosser, namens Gustav, bei den Kanonieren. Seine Korporalschaft lag in der Nähe eines der vier Türmchen. Am Ende des Ganges war eine Türe, die in ein rundes Turmgemach führte. Sie war stets verschlossen, und darum hätten die Soldaten gern gewußt, wie es dahinter aussah. Es war ihnen aber streng verboten, sie zu öffnen. Als der Korporalschaftsführer nach dem Manöver auf Urlaub ging, erlangten die neugierigen Soldaten von einem Gefreiten, der ihn vertrat, die Einwilligung, nachzusehen, und der Plan wurde auch ausgeführt. Als alles still in der Kaserne war, schlichen die Soldaten barsch an die Türe, die der Schlosser zu öffnen versuchte. Es dauerte eine Weile, bis die Türe aufsprang, und zuerst konnten die Soldaten auch nichts unterscheiden. Dann aber sahen sie in der Mitte des Raumes eine Gestalt, es war eine Nonne. Durch eine schmale Luke in der Wand fiel ein Mondstrahl auf sie. Sie stand der Türe zugewandt, hatte den linken Zeigefinger auf den Mund gelegt, und mit dem rechten wies sie vor sich auf den Boden, auf ein Häuschen Asche. Rascher, als sie gekommen waren, verschwanden die jungen Leute, nur der Schlosser mußte bleiben und die Türe wieder verschließen, was ihm aber sehr unangenehm war.